



Lessings sämtliche Werke

in 20 Bänden

Gedichte, Fabeln und Abhandlungen über die Fabel

Lessing, Gotthold Ephraim

Stuttgart, [1882?]

Einleitung zu den Gedichten u. Fabeln.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-64824](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-64824)

zu den Dramen gehört. Mit dem sechsten Bande gehen wir zur Theorie und Geschichte des Dramas über, die wir mit der Hamburgischen Dramaturgie eröffnen und mit dem neunten Bande abschließen. Die vier folgenden Bände umfassen die allgemeine Litteraturgeschichte und Theorie der Dichtung, der vierzehnte, fünfzehnte und die erste Hälfte des sechzehnten die Theorie und Geschichte der Kunst (Laokoon und Briefe antiquarischen Inhalts). Von der zweiten Hälfte des genannten Bandes bis zum achtzehnten folgen die theologischen, im neunzehnten Bande die philosophischen Schriften. Den Abschluß der Ausgabe bilden im zwanzigsten Bande Arbeiten aus den Wolfenbütteler Beiträgen und aus dem Nachlasse.

So zeigen wir einerseits die geistige Entwicklung unsres Autors, der auf jeder Lebensstufe unser Interesse fesselt, andererseits lassen wir die Vielseitigkeit seiner Geistesarbeit in immer weiter gezogenen Kreisen deutlich hervortreten. In unsrer Gesamtauffassung der Eigenart Lessings schließen wir uns, soweit uns der Rahmen unsrer Einleitungen, sowie unsre in einem einundzwanzigsten Bande folgende Biographie des Dichters dies gestattet, in erster Linie an Runo Fischer an, der in seinem Werke „G. E. Lessing als Reformator der deutschen Litteratur“ (Stuttgart, J. G. Cotta, 1881) mit lichtvoller Klarheit und wahrhaft kongenialem Verständnis unsern Schriftsteller würdigt, wie er auch durch seine geistvollen akademischen Vorträge in Jena und Heidelberg die lebendigste Begeisterung für Lessing schon oft zu wecken gewußt hat. Was außerdem die vorzüglichen textkritischen Arbeiten von Lachmann, Maltzahn, Borberger, Redlich und Pilger geleistet haben, wird für unsre Ausgabe dankbar und gewissenhaft benutzt werden. Kleine Versehen, die sich in fast allen Ausgaben noch erhalten haben, kehren bei uns nicht wieder. Die Aenderung der Lessingschen Orthographie endlich beruht auf dem Streben der Verleger nach Herstellung äußerer Einheit in der ganzen „Bibliothek der Weltlitteratur“: und diesem Prinzipie durften wir mit Rücksicht auf den Zweck unsrer Ausgabe, die unsrem nationalen Dichter und Forscher neue Freunde gewinnen will, wohl Rechnung tragen.

Einleitung zu den Gedichten und Fabeln.

„Daß Lessings dichterische Thätigkeit völlig im Erleuchtungsfreie seines Bewußtseins vor sich ging und in diesem Lichte gedieh, daß er vollkommen wußte, was er that, darin besteht sein Charakter als Poet und zugleich eine der wesentlichsten Bedingungen zur

Erfüllung seines reformatorischen Berufs. — Wenn der Zustand des Dichters jene Begeisterung sein soll, die man den göttlichen Wahnsinn genannt hat, so hatte Lessings Dichterkraft eine solche Gewalt nicht.“ Diese Worte Kuno Fischers (Lessing als Ref. I, 57 f.) können uns als Grundthema für die Beurteilung besonders der kleineren dichterischen Leistungen Lessings dienen. Ohne die bescheidene Selbstkritik unsres Dichters heranzuziehen, die nur zu oft mißbraucht wird, kann man sagen, daß der poetische Schöpfungsdrang nicht allzu mächtig in ihm ist, daß ihm der wahrhaft dichterisch freie Schwung fehlt, daß in seinen Gedichten nichts von jenem Dunkel herrscht, welches nach Goethe das geniale Schaffen durchdringt. Vor jenem gottbegnadeten Genie bedurfte die Zeit erst eines Kritikers, der mit der Leuchte der klaren Erkenntnis jenem die Wege bahnte und die unheilvolle Verrottung und Entartung aufdeckte und bekämpfte, in welcher sich deutsches Wesen und deutsche Poesie befand. Und diese Aufgabe konnte nur von dem Standpunkte der poetischen, produktiven, genialen Kritik erfüllt werden, „den Lessing begründet und in seiner Person gleichsam vorbildlich verkörpert hat, der Kritik, die das Genie nicht erzeugt, aber erkennt und erzieht, nicht macht, aber besser macht und vom falschen Wege auf den richtigen, von der Annatur zur Natur führt“. (K. Fischer, I, 61.) Gibt es nun irgend eine Form der Dichtung, welche einem geborenen Kritiker gestattet, in prägnantestem Ausdrucke die ganze Schärfe seines Geistes zur Geltung zu bringen, so ist es das Epigramm, dessen eigentliches Element in der dialektischen Wendung einer sinnreichen Antithese, in der Gegenüberstellung überraschender Gegensätze, in der Verbindung unerwarteter, geschickt erfundener Analogien, neu aufgedeckter Beziehungen liegt.

Die Sinngedichte zeigen die dichterische und sittliche Individualität, die klare und durchaus wahre Natur Lessings. Hier sendet er seine scharfen Pfeile gegen alles, was Schein, Annatur und Unwahrheit ist. Es wäre einseitig, bloß spielende Nachahmungen alter Muster in diesen eigenartigen Erzeugnissen seiner Muse zu sehen: vielmehr drängt alles zu der Ueberzeugung, daß bei einem Lessing, der von früher Jugend an nur aus innerstem Interesse am Lebensgehalte Bücher las, dem alles dazu diente, seine Lebenserfahrungen zu erweitern, der überhaupt alles von der Perspektive sittlicher Lebensauffassung aus betrachtete, in allem ein Kern seiner Gesamtanschauung enthalten ist. Wir haben es also mit Gelegenheitsgedichten zu thun, deren Inhalt tief erlebt ist, deren Form um so schärfer ausgeprägt ist, je schroffer der Gegensatz der umgebenden Annatur zu Lessings frischer, gesunder Natürlichkeit, der

herrschenden Sittenfäulnis und Verlogenheit zu Lessings reiner Wahrhaftigkeit und Charaktertüchtigkeit hervortritt. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß auch hier und da bei unwichtigen Gegenständen mehr die ästhetische Form des freien Gedankenspieles als das Gewicht ernster Thatsachen in Betracht kommt. Hatte sich ja nach dem Berichte seiner Zeitgenossen Lessing in diese Dichtungsart so eingearbeitet, daß „deutsche Sinngedichte ihm wie Kästner unwillkürlich bei jeder Gelegenheit aus dem Munde flossen“. Ja, da er außer dem römischen Epigrammatiker Martialis, den er schon in seinen Schuljahren kennen gelernt und nachgeahmt hatte, auch neuere Dichter lateinischer Epigramme eifrig studierte, so war ihm auch diese Form geläufig. Manche Argumente könnten sogar die Annahme stützen, daß ein Teil seiner lateinischen Epigramme in jene Zeit seiner ersten Versuche fällt, während die überwiegende Mehrzahl der Sinngedichte der reiferen Periode seines Aufenthaltes in Wittenberg zugeschrieben wird. Lessings Bemerkung in der Vorrede zu seinen Schriften (1753), er habe bei seinen scharfen Ausfällen nicht an bestimmte Personen gedacht, darf man nicht allzu wörtlich nehmen: man kann darin nur seine taktvolle Rücksicht auf sonst achtbare Zeitgenossen erkennen, die er nicht verletzen wollte. Die Personen konnten in den Hintergrund treten, die allgemeine Wahrheit aber blieb. Daß er wirkliche Irrtümer und Uebertreibungen zurücknahm, sieht man an der Thatsache, daß er das Epigramm auf Kant (II, 19) bei einer zweiten Ausgabe der Gedichte stillschweigend unterdrückte.

Sittliche Gebrechen sind es in erster Linie, die in den Sinngedichten gegeißelt werden: je nach der Tragweite der menschlichen Fehler bedient sich der Dichter der Angriffswaffen, die zwischen schalkhafter Ironie und vernichtendem Sarkasmus liegen. Lächelnd tritt er gegen Eitelkeit und Thorheit, unbarmherzig und schonungslos mit edler Entrüstung gegen Heuchelei und Niedertracht auf. So energisch er in dieser negativen Richtung der Kritik ist, so groß ist er in der Anerkennung und Bewunderung der Tüchtigkeit. Am interessantesten und zweifellos original ist er in seinen Wendungen über oder gegen Litteraturgrößen seiner Zeit. So tadelt er (I, 91) die blinde Vergötterung Klopstocks, die nur schlimme Vorurteile gegen den Dichter des Messias hervorrufen könne; denselben Sinn hat das erste lateinische Epigramm, welches 1753 auch äußerlich durch die Ueberschrift „Ad K — — —“ seine Bedeutung verriet, aber 1771 die Ueberschrift „Ad Turanium“ erhielt. Auch das erste deutsche Sinngedicht (I, 1) geht „auf die Schar von Lobrednern, die nie Klopstocks Werke aufmerksam mit der Absicht eines geistigen

Genusses gelesen hatten;" dazu kam der spezielle Zweck dieses Epigramms, welches Lessing an die Spitze seiner Schriften stellte und in welchem er den Gegensatz der unscheinbaren Sinngedichte zu dem großen Epos absichtlich hervorhob: „uns kleine Epigramme wird niemand bewundern, wie es sich beim Messias von selbst versteht; wir sind zufrieden, wenn man uns nur liest.“ (Fr. Muncker, Lessings persönliches und litterarisches Verhältnis zu Klopstock. Frankfurt a. M. 1880, S. 103 f.)

Von Gottsched und Schönaich spricht Lessing nur mit Verachtung: Plumpheit, Eitelkeit und Anmaßung erfahren hier eine typische Züchtigung. Das durchaus matte, schwunglose Heldengedicht „Hermann“ von Schönaich, welches Gottsched in der Leipziger Universität gekrönt hatte, sowie dessen „Neologisches Wörterbuch“ kommen dabei in Betracht (Sinnged. I, 2, 15, 28; II, 4, 49, 50, 55. Vgl. Muncker, S. 53—59). In dem Sinngedichte I, 28, welches sich auf die Thatsache bezieht, daß Gottsched von Friedrich dem Großen eine Schnupftabaksdose empfangen hatte, läßt sich Lessing eine tiefere Beziehung jenes Geschenkes zu Gottscheds Beschränktheit nicht entgehen: die Rieswurz (Helleborus) galt bei den Griechen als ein den Verstand schärfendes Mittel!

Wie das Schönaichsche sogenannte Heldengedicht, so weist Lessing auch das Epos „Die Sündflut“ mit kühlem Spotte zurück (II, 12). In der Zeitschrift „Das Neueste aus dem Reiche des Wizes“ vom Mai 1751 bemerkt Lessing sarkastisch: „Drei Heldendichter zu gleicher Zeit in Deutschland? Zu viel Gutes, zu viel auf einmal!“ Man muß sich dabei der bombastischen Lobeserhebungen erinnern, mit denen Gottsched das verunglückte Machwerk Schönaichs begrüßt hatte: „Eine Epopöe ist das Größte und Erhabenste, was die ganze Dichtkunst aufzuweisen hat. Sie ist das Meisterstück des menschlichen Wizes, welches glücklich zu machen kaum in hundert, ja tausend Jahren einem Dichter gelingt.“ Wenn nun außer dem „Messias“ noch drei „Meisterstücke“ jener Art auftauchten, so hatte Lessing recht, mit einer zweiten „Sündflut“, vor welcher die sündigen Menschen sicher sein sollten, den Musensitz Helikon zu bedrohen, auf welchem solche Frevel gegen den Geist verübt wurden! Der Annahme, daß dabei an Bodmer, nicht aber an einen Nachahmer des Bodmerschen Epos „Noah“ zu denken ist, hat noch kein genügendes Argument widersprochen.

Als Dichterling wird Dissenfelder abgefertigt (II, 16), dessen wertlose Lustspiele „Die Weiberstipendien“ und „Der Faule und die Vormünder“ Lessing in der Boss. Zeitung vom 6. März 1751 höchst geringschätzend behandelt. Statt „Koromandel“ hieß es in

dem Epigramme früher „Knochenacker“ (= ossa und Feld). — Zwei unbedeutenden Litteraten, dem Lizentiaten Wittenberg, der während des Goeze-Streites mit Lessing in Konflikt geriet, und Dusch, der schon in den Litteraturbriefen in nicht allzu günstigem Sinne erscheint, widerfährt auch in den Sinngedichten (II, 48) die Ehre der Erwähnung. — Das Epigramm auf den Magister Weiß (II, 51) leitet Lessing in der Boss. Zeitung vom 2. Mai 1754 mit den Worten ein: „Eins wundert uns, daß Herr M. Weiß seiner Dissertation, die mit „tantum abest“ anfängt, keine carmina gratulatoria hat beifügen lassen. Wir nehmen uns die Freiheit, diesen Mangel mit Folgendem zu ersetzen.“ — Endlich sei noch als Objekt eines Sinngedichtes (II, 21) Professor Bofse in Wittenberg genannt, der dem Papste Benedikt XIV. eine lobende Schrift geschickt und dafür vom Staatssekretär Kardinal Valenti eine verbindliche Antwort erhalten hatte. Die theologische Fakultät richtete, wie Lessing am 9. Juni 1752 an G. S. Nicolai schreibt, eine Streitschrift gegen ihn, weil er „einige Schritte von Luthers Grab sich nicht zu sagen gescheut hat, daß der jetzige Papst ein gelehrter und vernünftiger Mann sei“.

Mit schärferen Waffen tritt der Dichter gegen den überwuchernden Einfluß fremder Elemente auf, zumal wenn diese mit litterarischer Bedeutungslosigkeit zweideutige Charaktereigenschaften verbinden. So gilt ein Epigramm dem Halbdichter d'Arnaud (II, 18), den Lessing in der Boss. Zeitung vom 13. März 1751 schon in Prosa nicht allzuglimpflich behandelt hatte: er war vom preussischen Hofe verwiesen worden und von Berlin nach Dresden geflohen, von wo aus er an einem ihm einst nahestehenden Manne eine kleinliche Rache übte. — Tiefste Verachtung aber drückt Lessing aus, wenn er den Makel an Voltaires Charakter berührt. Unter dem „geizigen Dichter“ (I, 9) kann man ihn verstanden haben, „den Welt und Nachwelt liebt“, der ein „reicher Geizhals“ ist, um das Wort zu bewahrheiten, daß „ein jeder Dichter darben muß“. Und im Jahre 1751, in welchem dieses Epigramm (Berliner Zeitung vom 20. März) erschien, hatte Lessing bereits seine Erfahrungen an Voltaire gemacht! Vollkommen verurteilt, ja vernichtet wird der berühmte Mann, vor dem sich Tausende beugten, nur Lessing nie, in dem bekannten Sinngedichte (II, 17) auf den schmutzigen Prozeß des berühmten Mannes mit dem Juden Hirsch. Voltaire hatte sich durch Handschriftfälschung und schriftlichen Meineid entehrt. Dieses Verfahren geißelt Lessing in einer Weise, die recht charakteristisch seine Geistesart zeigt: „Der schlaueste Hebräer in Berlin“ ist nahe daran, „von Frankreichs Witzigen den Witzigsten zu

„schnellen“; schon glaubt der Betrüger, sein Spiel gewonnen zu haben, als er sich selbst gefangen sieht. Wer anders als Apollo kann dem Dichter Beistand geleistet haben! Doch nein: „Herr Voltaire war der größte Schelm!“ Das ist echt Lessingscher Gedanke und Stil! Kann es einen überraschenderen Gegensatz geben als den vom Haupte der Musen — zu einem „Schelm“?! — Sein litterarisches Gesamturteil über Voltaire formuliert Lessing 1779 in der „Grabschrift“ auf diesen (II, 36).

Den Sinn einer Selbstironisierung hat das Gedicht „Auf einen gewissen Leichenredner“ (I, 105): Lessing war genötigt, in Wittenberg bei der Beerdigung eines Studenten, der als ehemaliger Schüler von St. Afra ihm nahegestanden hatte, an Stelle von Schwarz, der plötzlich erkrankt war, eine Rede zu halten. Die Situation, die ihm eine seinem Wesen fremde Würde der Haltung auferlegte, erschien ihm so peinlich, daß er in dem genannten Epigramme sich selbst verspottete. —

Soviel dürfte wohl zu dem Beweise genügen, daß Lessing in diesen kleinen Gedichten das poetisch gestaltet hat, was ihn persönlich am lebhaftesten berührte. Dieser Einsicht gegenüber muß man sich darüber wundern, daß die Frage nach der Originalität der Epigramme nicht nur ernstlich aufgeworfen, sondern auch mit Leidenschaft diskutiert werden konnte. Hatte Lessing selbst angedeutet, daß ihm bei diesen kleinen Gedichten vielfach Martialis und die griechische Anthologie vorgehwehlt habe, so wurde von dem bereits erwähnten Lizentiaten Albrecht Wittenberg die Entdeckung mancher Parallelen zu dem Vorwurfe des Plagiats aufgebauscht. Aber in seiner plumpen Weise hob dieser halbgebildete Litterat in dem „Sendschreiben an Herrn Hofrat Lessing“ (1778) die unbedeutendsten Dinge hervor und bewies weiter nichts, als daß man viel Lärm um nichts machen kann, wenn man einige Fragmente schwerfälliger Gelehrsamkeit zur Schau stellt. Eine so unfruchtbare Citatenhascherei brüstete sich mit dem Nachweise, daß die einfachsten Alltagsgedanken bei Lessing, wie bei Martialis, Pope, Petrus Megidius Antverpianus u. a. vorkommen. Nach Lessings Tode trat der Epigrammatiker Haug in seinem Aufsätze „Cordus und Lessing“ (im Deutschen Merkur, 1793) mit demselben Vorwurfe auf. Alle Uebertreibungen werden zurückgewiesen und der Thatbestand festgestellt von August Müller in der Untersuchung „Zu Lessings Epigrammen“ (Gosches Archiv für Litteraturgeschichte I, 1870, S. 494 bis 500) und von Robert Borberger in den kleineren Mitteilungen „Zu Lessings Dichtungen“ (Archiv für Litteraturgesch. VII, 1878, S. 24—27), sowie in dessen Ausgabe der Gedichte, Fabeln

und Jugenddramen Lessings (2. Aufl., Berlin, 1880). Mit Recht bemerkt Müller, daß man der etwas gehässigen Weise Haugs das Vergnügen ansieht, einen unbequemen, weil bedeutenderen Konkurrenten in Mißkredit bringen zu können. Die einfache Thatsache aber ist die, daß Lessing da, wo er wirklich ein fremdes Muster vor Augen hat, sich nicht mit der einfachen Uebertragung begnügt, sondern der Spitze des Epigramms eine andre und feinere Wendung gibt. So ist Lessings Gedicht „Auf eine Liebhaberin des Trauerspiels“ (I, 59), welches Haug auf eine französische Quelle, der zuverlässige Vorberger aber auf Martialis II, 41 zurückführt, unverkennbar eine Umbildung, die den unästhetischen Schwulst und die Plumpheiten des Originals beseitigt. Bei dem derben Römer ist die „zahnlose Maximina kein Mädchen“, bei ihm hat sie „nur drei Zähne im Munde, Zähne, die brauner sind als Buchs, die schwarz wie Pech sind“ (Archiv für Literaturgeschichte VII, 24 f.). Das alles umgeht Lessing mit der schalkhaft zarten Frage, ob es der Armen bereits an schönen Zähnen fehle! — Oder wenn Lessings Epigramm „Die Wohlthaten“ (I, 32) auf die Griechische Anthologie (IX, 81) zurückgeführt wird, nach welcher ein undankbarer Mensch alle Wohlthaten mißachtet, so erfindet unser Dichter das Beste dazu: in seinem edlen Optimismus sieht er an der lecken Bütte, der die Undankbarkeit gleicht, außer ihrer Unfähigkeit, das Eingegoffene zu bewahren, noch die Möglichkeit, daß ein Spalt leicht verquillt. Das ist die tief sittliche Lebensauffassung, die Lessings innerstes Eigentum ist, wie sie sich auch in der Fabel „Der Knabe und die Schlange“ (II, 3) ausdrückt. — Eine in gleicher Weise erfinderische Verbesserung des Originals zeigt sich in dem Sinngedicht „Mercur und Amor“ (I, 7), welches durch Vernices Fabel „Die verkehrte Welt“ angeregt zu sein scheint. Dort vertauschen Tod und Liebe in der Eile des Aufbruches aus der gemeinsamen Herberge die Waffen: in Folge dessen trifft Amor mit den Pfeilen des Todes die Jugend, der Tod das Alter mit Amors Geschos. „So starb die Jugend ab, das Alter ward verliebt“ — lautet die matte Schlußwendung. Wieviel tiefer und zugleich natürlicher ist Lessings Gedanke! Eine solche Korrektur ist nur der originalen Erfindungskraft möglich! — Endlich sei noch die Art anschaulich gestaltender Individualisierung erwähnt, in welcher Lessing vorhandenes Material verwertet. Während z. B. nach Logaus Epigramm „Die Schöne“ die „Stücke der Schönheit“ in „falscher Ordnung“ stehen, gibt Lessing dieser dürren Abstraktion einen lebensvollen Ausdruck, indem er seine „Fusca“ (I, 95) für ihre roten Haare mit dem Hinweis auf ihre braune Haut tröstet. — Zu andern Quellen,

auf die man noch hingewiesen hat, verhalten sich Lessings Sinn-
gedichte in derselben Weise: was man auch vergleichen mag, so viel
ist gewiß, daß gerade bei den besten Epigrammen unser Dichter
die Probe der Selbständigkeit besteht.

Während die ersten Epigramme erst im Jahre 1751 (Boss. 3.
und „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes“), der Stamm der-
selben im ersten Teile der „Schriften“ 1753, die letzte Sammlung
im ersten Teile der „Vermischten Schriften“ 1771 erschien, gab
Lessing einige seiner Lieder schon 1747 in Mylius' „Ermunterungen
zum Vergnügen des Gemüths“, 1747—1748 in Mylius' „Natur-
forscher“ und eine größere Sammlung derselben 1751 als „Kleinig-
keiten“, darnach in den „Schriften“ 1753 und „Verm. Schriften“ 1771
heraus. Die Oden und „Epigrammata“ erschienen 1753 im ersten
Teile der „Schriften“.

Die Lieder variieren am meisten das Thema von Liebe und
Wein. Läßt sich auch bei vielen der Einfluß Anakreons und zeit-
genössischer Dichter nachweisen, erscheinen auch manche nur als
formale Uebungen, so läßt sich bei den besseren der tiefere Lebens-
gehalt nicht verkennen. Am wenigsten scheint die auffallende Gerings-
schätzung der Frauenwelt den wirklichen Erfahrungen und eigensten
Ueberzeugungen des Dichters zu entsprechen; vielmehr weisen gerade
die Lieder dieses Inhaltes auf fremde Muster hin. Was in den „Er-
munterungen“ erschien, sind „Versuche in der Weise Hagedorns, Gleims
und Kofks durch Leichtigkeit, Glätte und Witz des jugendlichen Lessing
würdig, den es zur Uebung seiner Kraft auf dieser bereits in
Meißen betretenen Bahn trieb“ (Dünker, Lessings Leben. Leipzig,
1882, S. 71). Im „Naturforscher“ parodierte er heiter eine Reihe
naturwissenschaftlicher Aufsätze von Mylius im Tone der Anakreon-
tischen Lieder. So ist „Das Erdbeben“ (III, 19) durch eine Ab-
handlung von Mylius über das Erdbeben von Peru veranlaßt
worden, welches am 31. Oktober 1746 die Stadt Lima begraben
hatte. (Ueber die Entstehung der Gedichte jener Periode vergl.
Danzel und Guhrauer, G. E. Lessing. Sein Leben und seine
Werke. 2. Auflage von Dr. W. von Maltzahn u. R. Boyberger.
Berlin 1880, I, S. 93—97.)

Noch weniger als in den Liedern tritt in den Oden die dich-
terische Natur Lessings hervor. Daß sie nicht auf der Höhe seiner
übrigen Leistungen stehen, erklärt sich, abgesehen von seiner geringen
Befähigung zur Lyrik, zum Teil aus den Umständen, unter denen
manche entstanden. Viele sind bestellte Gelegenheitsgedichte in ge-
wöhnlichem Sinne, denen man den äußern Zwang ansieht. Das
älteste unter allen Gedichten Lessings ist das „Poetische Send-

schreiben an Oberst-Leutnant Karl Leonhard v. Carlowitz" (II, 6), welches der an der Grenze des sechzehnten und siebzehnten Lebensjahres stehende Schüler des Francum in Meissen jedenfalls auf den Wunsch seines Vaters in der Weihnachtszeit 1745 und Anfang 1746 verfaßte. Außer dem auf seinen Wohlthäter sich beziehenden Inhalt schildert es den Eindruck der Schlacht bei Kesselsdorf auf die Alumnen der Lehranstalt. Es ist, wie Dünker richtig sagt (L. s. Leben S. 54), nicht nur eine Schülerarbeit, sondern man fühlt auch den Zwang, den sich der arme Primaner auf Befehl des Vaters auferlegen mußte. (Dr. Hermann Peter, Rektor zu St. Afra, hat das Gedicht aus dem Carlowitzischen Archiv in der „Deutschen Rundschau“ VII, März 1881 im Zusammenhange der Abhandlung „G. E. Lessing und St. Afra“ S. 367—388, ebenso in Schnorr von Carolsfelds „Archiv für Literaturgeschichte X, 1881, innerhalb seiner Mitteilungen „Das Urkundliche über G. E. Lessings Aufenthalt auf der Landesschule St. Afra 1741—1746“ S. 285—308 veröffentlicht.) — In seinen späteren Oden sucht der Dichter den Ton des Horaz nachzuahmen, so ganz unverkennbar in der an Kleist (II, 2).

Höheren Wert haben die Fragmente, die im ersten Teile der Schriften 1753 mit dem Horazischen Worte „— disjecti membra poetae“ erschienen. Das älteste unter ihnen, welches Lessing in diese Sammlung nicht aufgenommen hatte, aber in den kritischen Briefen von 1753 (11. Brief) besprach, ist der Teil eines „Gedichtes über die Mehrheit der Welten“ (Fragm. Nr. 8). Es scheint gleichzeitig mit dem poetischen Sendschreiben an v. Carlowitz entstanden zu sein. „Es war,“ so sagt der Dichter im 11. Litt.-Br., „einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt bloß aus der Absicht aufhebe, aus welcher andre einen Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen.“ — William Whiston, ein vielseitig gelehrter Theologe (1667—1752), hatte ihn durch seine „Theory of the earth“ (1696), der berühmte Mathematiker Christian Huygens (1629—1695) durch seinen Kosmotheoros sachlich angeregt, wie er in formeller Beziehung sein Vorbild wohl in Kästners „Philosophischem Gedichte von den Kometen“ (1744) hatte. Während alle Fragmente in gereimten Alexandrinern geschrieben sind, mischt das Gedicht an den Baron von Sp** (wohl Offizier von Spileker in Potsdam) auch andere Verse ein. An Mylius ist Nr. 4 gerichtet; Nr. 7 ist die Entgegnung auf eine poetische Kritik, die sein Lied „Der Geschmack der Alten“ (Lieder I, 25) erfahren hatte. In dem Gedichte Nr. 5. an Fried. Wilh. Marpurg, den Herausgeber des „Kritischen Musikers an der Spree“ (28. Juni 1749), weist Lessing die knechtischen Regeln in

Musik und Poesie zurück, die nur die Mittelmäßigkeit als Waffe gegen tüchtige Leistungen brauche.

Die gereimten Fabeln und Erzählungen, gehören zum Teil den Jahren 1747 und 1751 an und lehnen sich an Lafontaine u. a. an. Beziehungen auf die litterarische Zeitrichtung, besonders auf die anspruchsvollen und kritiklosen Nachahmer Klopstocks, sind in 1, 2 u. 5 enthalten. Die Freimaurer erfahren in Nr. 7 eine Kritik. Interessant für die Vergleichung der Fabeln und Erzählungen Lessings mit denen Gellerts ist Nr. 3 „Der Tanzbär“. Wie viel schärfer erfasst Lessing das Thema! Während Gellert das Tanzen des Bären als eine Kunst betrachtet, um die der zivilisierte Höhlenbewohner von seinesgleichen beneidet wird, stellt Lessing dieselbe Thatsache als eine Annatur hin, in welcher die freien Bären nur das thörichte Resultat schmachvoller Knechtschaft verachten. Die Erzählung „Der Eremit“ Nr. 13 erschien gegen Ende des Sommers 1749 (auf 15 Quartseiten) in Berlin, welches als Stadt der behörnten Chemenner, „Kerapolis“, bezeichnet ist. „Sie überragt weit Alles, was bisher in Lafontaines Tone in Deutschland gedichtet war“. (Dünker, L.s Leben S. 88).

Zu den Glanzpunkten der Lessingschen Poesie gehören die Fabeln in Prosa. An ihnen kann man des Dichters Geistesart studieren, zumal wenn man die einfache Quellengrundlage mit der dichterischen Gestaltung des unzulänglichen Materials vergleicht. Als Muster sinnreicher Dichtung kann „Zeus und das Pferd“ (I, 5) gelten, ein kleines Kunstwerk, in welchem wahre Schöpferkraft hervortritt. Ueber Bedeutung und Form seiner Fabeln spricht sich Lessing außer in seiner Vorrede noch in der „Erscheinung“ (I, 1) aus. Auch in ihnen spielt er auf Litteraturzustände in Deutschland an, auf den verderblichen Einfluß der französischen Muster, auf die ärmliche Hohlheit der Gottschedschen Bestrebungen und auf die Ruhmredigkeit, den Bombast und die Unklarheit der Nachahmer Klopstocks (I, 18, 19; II, 21; III, 2).

Die Abhandlung über die Fabel, jenes Muster Lessingschen Stiles und scharfer, klarer Beweisführung, sowie die Vorrede zu dem ersten und zweiten Teile der „Schriften“ 1753 und zu den Fabeln 1759 ersetzen alle weiteren Erörterungen über den Hauptinhalt unseres ersten Bandes. Der erste Band der „Schriften“ enthielt die Lieder, Oden, Fabeln und Erzählungen, Sinngedichte und Fragmente, der zweite Theil 25 Briefe. Die Fabeln in Prosa erschienen 1759 mit einer Vorrede und der Abhandlung über die Fabel. Die Angriffe der Schweizer auf seine Fabeln weist Lessing im 127. Litteraturbriefe zurück.

Hugo Göring.